

Josef Bordat (Berlin)

Vulnerabilität und Resilienz. Methodologische Bemerkungen

I. Einführung

Die Erforschung von Vulnerabilität als *Störanfälligkeit* und Resilienz als *Widerstandsfähigkeit* eines Systems gegenüber äußeren Einflüssen verlangt zunächst eine genaue Kenntnis dieses Systems, d. h. der Bedingungen, unter denen es sich in einem spezifischen Gleichgewicht befindet, das von eben diesen äußeren Einflüssen gestört wird. Dazu ist es nötig, die relevanten Akteure einzubeziehen und die wissenschaftliche Außen- um eine praxisorientierte Innenperspektive zu ergänzen und den Wahrheitsanspruch der Forschung so zu verstehen, dass beide Zugänge gleichberechtigt an der Erkenntnisgewinnung teilhaben. Zu dieser These sollen nun einige *methodologische* Aspekte diskutiert werden.

Methodologisch geht es um die Frage, ob das Verständnis von Erkenntnisgewinnung, das in unserer westlichen, naturwissenschaftlich dominierten Wissenskultur mit einem empiristisch verengten Begriff von *Bedeutung* vorherrscht, als exklusiver Zugang zur Wahrheit verstanden werden soll oder nicht, mit anderen Worten: ob Aussagen, die nicht empirisch signifikant sind (also: religiöse Glaubenssätze, aber auch historische Deutungen, kulturelle Vorstellungen, ethische und ästhetische Postulate) im Diskurs um die Wahrheit einen Platz haben sollen. Im nachfolgenden Gedankengang möchte ich für eine *methodische Offenheit* argumentieren, weil diese zu den besten Ergebnissen führt, oder, wie es Thomas S. Weisner in den *Anthropology News* zum Ausdruck bringt: „Mixed Methods Should Be a Valued Practice in Anthropology“¹.

II. Der Mensch zwischen Naturverfügung und Weltorientierung

Zunächst noch einmal gedanklich etwas zurück, um das Thema etwas weiter zu fassen. Der Mensch hat zwei Grundbedürfnisse. Zum einen den Selbsterhalt. Das schließt die Versorgung mit dem, was zum Überleben nötig ist, ebenso ein wie den Schutz vor Gefahren, kommen sie nun aus der Natur oder aus der Gesellschaft. Zum anderen die aktive Bezugnahme auf diese ihn umgebende Natur und Gesellschaft, einerseits, um sich eben möglichst gut und lange selbst erhalten zu können, andererseits aber auch, um über das biologische Dasein hinaus eine Ebene von Existenz zu erreichen, die wir mit dem „Sinn des Lebens“ identifizieren, häufig etwas spöttisch, in Grenzsituationen (zu denen ja auch Katastrophen gehören) aber oft sehr ernsthaft.

Die aktive Bezugnahme zum Zweck der Überlebenssicherung können wir „Wissenschaft“ nennen (insbes. sind hier die Naturwissenschaften gemeint), die aktive Bezugnahme zum Zweck der Sinnstiftung „Weltanschauung“ (wobei ich hier vor allem die Religion ansprechen möchte). Geht es jener um das „Erforschen“ des Unbekannten, geht es dieser um dessen „Erahnen“, geht es jener um das „Wissen“, geht es dieser um den „Glauben“.

Neuerdings machen es sich einige sehr einfach und sehen hier zugleich eine Trennung von „Vernunft“ und „Unvernunft.“ Doch jenseits der experimentellen Forschung beginnt nicht ein Reich der Beliebigkeit, sondern eine andere Form der Selbstvergewisserung, die ebenfalls auf unser

¹ Vgl. <http://www.anthropology-news.org/?p=9619>.

Reflexionsvermögen angewiesen bleibt, um nicht instrumentalisiert oder gar korrumpiert zu werden. Treffender ist daher wohl die Differenzierung zwischen *Verfügungswissen* und *Orientierungswissen* (Mittelstraß). Tendenziell ist es eher so, dass Wissenschaft auf Verfügungswissen abzielt und kulturelle, insbesondere religiöse Betätigung auf Orientierungswissen.

Doch damit ist keine klare Grenze markiert, denn selbst in den Naturwissenschaften geht es nicht immer nur um den Anwendungsbezug, also technische Verfügungsgewalt über die Natur (man denke an die Grundlagenforschung) und selbst Orientierungssysteme wie Religionen haben technische Wissensbestände (man denke an rituelle und liturgische Formen). Zunächst einmal sollte man die Bereiche streng trennen, soweit es um die Sicherung der Validität von Denkresultaten und damit um die Ernsthaftigkeit von Antwortversuchen in beiden Sphären geht. Auf die Frage „Wer war Paulus?“ würde uns eine naturwissenschaftliche Antwort (etwa: „Eine Ansammlung von Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff in einem bestimmten Fenster unserer Raumzeit.“) ebenso verfehlt vorkommen, wie wir einen Arzt, der bei seiner Visite im Krankenhaus jedem Patienten immer unter Hinweis auf Psalm 23 („Der Herr ist dein Hirte, nichts wird dir fehlen.“) trösten würde, nicht wirklich als *guten* Arzt bezeichnen könnten. Dennoch lassen sich die Bereiche auch nicht *strikt* voneinander lösen. Es gibt eine berechtigte Zusammenschau der Sphären, schon allein damit die Missbrauchsgefahr des einen wie des anderen geschwächt wird. So wie die Theologie als Wissenschaft die Religiosität reflektiert und kritisiert, so muss die Wissenschaft, die vorgibt, dem Wohl des Menschen zu dienen, diesen auch in den Mittelpunkt stellen und sich Grenzen auferlegen lassen.

Wenn sich Wissenschaft ateleologisch gibt und sich damit zu weit von der Dimension des Sinns entfernt und Menschen dadurch verunsichert (man denke ganz konkret in der Medizin an die Diskussion um unmenschliche Lebensverlängerung als Selbstzweck der Apparatemedizin), dann ist das Bedürfnis da, dem Sinn, der aus anderen Quellen kommt, bereits in der wissenschaftlichen Arbeit einen Platz zu geben, was freilich methodische Probleme aufwirft, soweit Wissenschaft naturalistisch sein soll.² Welche Probleme sich mit dieser Konstitution ergeben, insbesondere dann, wenn voreilig vom methodischen zum ontologischen Naturalismus übergegangen wird, soll nun dargestellt werden.

III. Der Naturalismus als vorherrschendes Forschungsparadigma

Der Naturalismus ist in der Gegenwartsphilosophie ein breiter Strom, der sowohl in der Wissenschaftstheorie,³ als auch in der Praktischen Philosophie, namentlich der Ethik, wirkmächtig fließt. Seine vermeintlichen Stärken liegen in der angeblichen Voraussetzungslosigkeit des Ansatzes, die sich aus der Freiheit von metaphysischen Ideen ergebe, und – als Folge – in der empirischen Prüfbarkeit ihrer Postulate. Die Erkenntnis, dass diesem methodologischen Optimismus einige Skepsis entgegengebracht werden kann, ist weder neu noch besonders tief, denn das Problem ist offensichtlich: Um überhaupt etwas wissen zu können, muss ich etwas glauben, dass ich nicht mehr wissen kann, dass ich nämlich überhaupt etwas wissen kann. Das kartesische

² Dass eine Teleologisierung der Wissenschaft in der Tat nicht wirklich überzeugt, habe ich an anderer Stelle ausgeführt, vgl. Josef Bordat: Sehnsucht nach Sinn. Teleologische Wissenschaft als Metaphysikersatz. In: Gerhard, M. (Hg. 2010): Wir müssen die Wissenschaft wieder menschlich machen. Würzburg, S. 157-180.

³ Zur Orientierung: Bernulf Kanitscheider (2007): Die Materie und ihre Schatten. Naturalistische Wissenschaftsphilosophie, S. 56-97.

Cogito enthält ein *Credo*, nämlich den Glauben an die unhintergehbare Verbindung von Denken und Sein. Das nur als Vorbemerkung, ich komme nun zur wissenschaftstheoretischen Analyse.

Das Kernkonzept der naturalistischen Wissenschaftstheorie ist das *empiristische Signifikanzkriterium* (Carnap), das besagt, dass eine synthetische Aussage nur dann Bedeutung hat, wenn wir sagen können, unter welchen Bedingungen sie falsch und unter welchen sie wahr ist. Es gilt also methodologisch: Die Wahrheit bzw. Falschheit von synthetischen Aussagen ist nur empirisch nachweisbar, d. h. der Test ist durchzuführen anhand dessen, was wir als Wirklichkeit sinnlich wahrnehmen. Handelt die Aussage von Sachverhalten, die auf diese Weise nicht testbar („testable“) sind, ist die Aussage nicht bestätigungsfähig („confirmable“) und scheidet damit aus dem Kreis der sinnvollen Sätze aus. Damit ist das Urteil über wissenschaftliche Aussagen, die ja zumeist synthetisch sind, eines, dass sich auf einen empirischen Nachweis stützen muss. Mit dem empiristischen Signifikanzkriterium liegt ein Abgrenzungskriterium gegenüber nichtempirischer Realerkenntnis vor, ein Kriterium für die scharfe Trennung zwischen syntaktischer Zulässigkeit und empirischer Signifikanz.

Am Beginn der praktischen wissenschaftlichen Arbeit steht die Beobachtung und das Formulieren von Beobachtungssätzen. Empirisch signifikant sind aber nicht nur diese Beobachtungssätze – sonst kämen die Forscherinnen und Forscher bei der naturwissenschaftlichen Theoriebildung nicht sehr weit –, sondern auch Aussagen, zu denen die Beobachtungssätze in deduktiver Relation stehen (Hypothesen, Gesetze). Diese Aussagenklasse bildet die vollständig interpretierte empiristische Wissenschaftssprache als Sprache einer *Einheitswissenschaft* (Carnap), d. h. nur Aussagen, die derart formuliert sind, dass sie zu dieser Klasse zählen, verdienen im wissenschaftlichen Diskurs Beachtung. Negativ ausgedrückt: Aussagen, die in diesem Sinne nicht empirisch signifikant sind, gehören nicht in die Wissenschaftssprache und haben im Diskurs keinen Platz. Kurzum: Von empirischer Signifikanz schließt der Naturalist auf wissenschaftliche Relevanz.

IV. Kritik des Naturalismus

Derart bildet der Signifikanzvorbehalt des Naturalismus' einen Filter für Sinn und Unsinn von Aussagen. Er erhebt infolgedessen die empirisch arbeitenden Naturwissenschaften zum Paradigma wissenschaftlicher Tätigkeit überhaupt. Im Ergebnis entsteht ein Methodenmonopolismus, der jede Erfahrung, die nicht empirisch signifikant ist, abweist, so dass jede Aussage, mit der auf Entitäten nichtempirischer Realerkenntnis referenziert wird, a priori als unerheblich gekennzeichnet wird. Die Frage, die sich aufdrängt lautet: Was berechtigt den Naturalisten zu einer Diskursregel, die den Begriff der Wissenschaft derart verkürzt? Wissenschaftliche Wahrheit über Aussagen, also sprachanalytisch zu bestimmen, zugleich aber bestimmte Positionen methodisch von der Kommunikation auszuschließen, beschränkt den Wahrheitsbegriff unzulässig, mehr noch: eine solche Filterung hemmt die Suche nach Wahrheit. Zur Wahrheit führt nur ein Dialog, der keine Form menschlicher Selbstvergewisserung und Daseinsorientierung von vorne herein ausschließt, denn „naturalistische Weltbilder genießen keineswegs prima facie Vorrang vor religiösen Auffassungen“⁴, man mag hier andere weltanschauliche und kulturelle Auffassungen ergänzen.

Es stellt sich zudem die Frage, ob dies nicht eine zirkuläre, selbstwidersprüchliche Definition von Relevanz ist, die der Naturalismus anbietet, weil die Aussage, die die Relevanz fest schreibt, am

⁴ So Habermas im Gespräch mit Joseph Kardinal Ratzinger, in: Zur Debatte, Nr. 1/2004 und in: Jürgen Habermas, Joseph Ratzinger: Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion. Freiburg i. Br. 2005.

Maß der Definition gemessen, selbst irrelevant ist, denn die Forderung, wissenschaftliche Relevanz setzte empirische Signifikanz voraus ist als normative Aussage gerade keine Aussage, die mit der naturalistischen Methode, sprich: empirisch, beweisbar wäre. Nur deskriptive Aussagen sind empirisch beweisbar, normative Aussagen enthalten Wertungen, also Werte, die, im Verständnis der Naturalisten, kein Teil der empirisch signifikanten Wirklichkeit sind. Ergo: Sie, die entsprechenden normativen Aussagen, sind irrelevant. Am Anfang – gewissermaßen bei der Errichtung des naturalistischen Filters – steht also eine Aussage, die selbst den Filter nicht passieren könnte.

Es kommt freilich noch schlimmer, wenn dieser Anspruch nicht nur innerwissenschaftlich, etwa in den Naturwissenschaften, Geltung haben soll, sondern allgemein für Diskurse angewendet wird. Hier führt er direkt in die Ignoranz. Denn obgleich die naturalistische Methode als notwendig erachtet werden muss, um zu einer gültigen Beschreibung und Erklärung natürlicher *Kausalität* zu gelangen, bleibt die Frage offen, ob damit die Welt hinreichend verstanden wird. Eine Verengung auf das Empirische und auf diese Weise naturwissenschaftlich Beweisbare erscheint im Hinblick auf die Frage von Sinn- und Zweckbezügen (*Finalität*), die einer Weltauffassung zugrunde liegt, die über das Messbare hinausgeht und offen bleibt für den Transzendenzbezug, als unangebracht. Eine „wissenschaftliche Weltsicht“, die metaphysische Spekulationen für alle Lebensbereiche ausschließt, verkennt den Unterschied zwischen methodologischem und ontologischem Naturalismus und damit die Grenzen des eigenen Aussagerahmens. Indem sich Wissenschaft als „Szientismus“ zum allgemeinen Deutungsmuster aufspreizt, nimmt sie dem Menschen bei der Frage nach dem Zweckbezug der Welt und dem Sinn des Lebens die Möglichkeit einer Verständigung jenseits wissenschaftlicher Erkenntnis.

Wir sollten das naturalistische Paradigma der Naturwissenschaften als das auffassen, was es ist: als ein mögliches Paradigma der Forschung, das in bestimmten Bereichen gute Dienste tut, in anderen aber zu kurz greift. Es ist daher richtig und wichtig, bei der Behandlung komplexer Systeme die Akteure im System (also: die Menschen, um die es geht), einzubeziehen, sie zu befragen, ihre Meinung ernst zu nehmen und ihr tradiertes lokales Wissen als gleichwertig gegenüber „wissenschaftlichem Wissen“ zu behandeln.

V. Fazit

Ich komme zu einer methodologischen Bewertung des Vulnerabilitäts- und des Resilienzansatzes. Der Resilienzansatz, so wie ich ihn verstehe, nimmt weit mehr als der Vulnerabilitätsansatz die Erfahrungswelt der Betroffenen, ihr lokales Wissen und auch ihre übergeordneten normativen Orientierungssysteme sowie ihre Praktiken ganzheitlicher Kontingenzbewältigung (z. B. in tradierten religiösen und kulturellen Formen) positiv auf und stellt sie neben wissenschaftlich erhobene Daten und deren Deutung im Paradigma der jeweiligen Forschungsdisziplin. Er richtet sich also gegen den Absolutheitsanspruch des Szientismus, der im Namen einer ausschließlich wissenschaftlichen Interpretation des Daseins die spezifischen Lebenserfahrungen von Menschen abwertet.

Lebensleitende Überzeugungen können irrtumsbehaftet sein. Weltanschauungen, auf denen sie basieren, sind stets der Gefahr der Korruption durch Machtinteressen ausgesetzt. Doch auf allen Ebenen menschlicher Selbstvergewisserung und Handlungsorientierung gibt es Irrtümer und die Möglichkeit des Missbrauchs. Die Wissenschaft, die in großartiger Weise dazu beiträgt, nicht nur

Fehler zu vermeiden, sondern – positiv gesprochen – mithilft, neue technische Lösungen für die Probleme der Menschen zu erarbeiten, erzeugt gerade damit auch neue Probleme. Sie muss sich dessen bewusst bleiben. Wenn sie sich zur allgemeinen und alternativlosen Weltauffassung aufbläht, entzieht sie sich einer Kritik von außen, da es dann kein „Außen“ mehr gibt. Die Tatsache, dass die Wissenschaft, sowie sie im weltanschaulichen Gewand des Szientismus auftritt, in punkto „Gefahr der Korruption durch Machtinteressen“ nicht gegenüber anderen Ideologien zurücksteht, sondern ebenfalls dieser Gefahr unterliegt, sollte bei der Arbeit mit dem Konzept Resilienz berücksichtigt werden, einer Arbeit, die sich der ganzen Wahrheit nur dann annähert, wenn und soweit sie soziale, kulturelle und religiöse Wahrnehmungsformen, Deutungsmuster und Verarbeitungsstrategien als Aspekte der Widerstandsfähigkeit des Systems *Gesellschaft* ernst nimmt.